

Far From Home

ANABEL BÜSCHER

Am 5. Januar 2021 begann meine Reise über den Großen Teich in das Land der Freiheit, der Träume und der frittierten Hähnchenschenkel. Dass die Vereinigten Staaten von Amerika so viel mehr zu bieten haben als nur Fast Food, lernte ich dann aber schnell. In Form eines Erfahrungsberichts versuche ich im Folgenden, mein Leben mit den kleinen wie auch größeren Neuheiten und Eigenarten in Orten und mit Menschen, die ich in den letzten sieben Monaten kennenlernen durfte, ein wenig zu beschreiben.

Die USA sind ein riesiges Land – mit wesentlich mehr Festland pro Einwohner/-in als in Europa. Da ist es keine Überraschung, dass Roadtrips schon mal mehr als 30 Stunden dauern und Wanderungen locker zehn weitere beanspruchen können. Die Amerikaner/-innen haben also Durchhaltevermögen. Wieso dann aber niemand in der Lage ist, auch nur 500 Meter zu Fuß zu gehen, ist mir immer noch ein Rätsel. Durch das Angebot an Wandermöglichkeiten ist die Bewegung mit Beinen und Füßen doch offensichtlich bekannt; Fahrräder sind ebenfalls vorhanden, man sieht sie nur äußerst selten in Aktion. Es scheint fast unmöglich zu sein, kurze Strecken ohne motorisierten Untersatz zu bestreiten. Hinzufügen sollte man, dass man ganz ohne Auto trotzdem ziemlich aufgeschmissen wäre, denn mit öffentlichen Transportmitteln sieht es in kleineren Städten so aus wie in Deutschland auf dem Dorf: Der einzige Bus fährt einmal in der Stunde.

Die Klimaanlage, so habe ich mittlerweile in Erfahrung gebracht, ist neben dem Auto und den Nationalflaggen ein weiterer Kultgegenstand, auf den in den USA nur ungern verzichtet wird. Für mich als Deutsche ist der ständige Wechsel zwischen 35 Grad Celsius Außentemperatur und 15 Grad Celsius Innentemperatur dann doch gewöhnungsbedürftig. Von der permanenten Schnupfnase mal abgesehen, wird mein nächstes Problem sein, mich wieder an die sehr heißen Sommer ohne Linderung durch kühle Innenräume in Deutschland zu gewöhnen.

Ich habe schon von singenden Toiletten in Japan und genderneutralen WCs inklusive Waschbecken in Schweden gehört. Die öffentlichen Toiletten in Deutschland sind zugegebenermaßen auch nicht die Crème de la Crème der stililen Örtchen, aber immerhin reichen die Türen und Wände über die Köpfe fast aller Menschen über 1,90 Meter. Man ist zum Großteil nur in der Lage, die Schuhe der Kabinennutzer/-innen zu erspähen. Die Vereinigten Staaten bevorzugen an-

scheinend einen anders gearteten Aufbau der öffentlichen Örtchen. Der Abstand, den die Kabinetür zum Boden hat, ebenso wie die Wände an beiden Seiten, vermitteln mir das Gefühl, dass selbst Amateur-Limbotänzer/-innen eine gute Chance hätten, einen Blick zu erhaschen. Ganz abgesehen von den Kleinkindern und Hunden, welche, den gesamten Toilettenbereich auf Ellbogen und Knien durchrobbend, fremde Kabinen frequentieren. Selbst wenn man weder drunter noch drüber herschauen muss, kann ein unbeabsichtigter *peak* doch manchmal gar nicht vermieden werden. Der Grund dafür ist der ausgesprochen breite Spalt an beiden Seiten von Tür und Angel. Man kann sich also beim Besuch des stillen Örtchens schon ein wenig beobachtet fühlen.

Wie bei allen solchen und weiteren Dingen in anderen Ländern gewöhnt man sich auch an diese, sagen wir ›interessante‹ Innenarchitektur. Sehr positiv kann man allerdings anmerken, dass die Seifenspender immer gut aufgefüllt und funktionsfähig sind. Davon könnte sich Deutschland eine Scheibe abschneiden.

Auch wenn es noch sehr viele andere kuriose wie auch neue und wunderschöne Dinge gibt, wie einen Wanderort namens Turkey Run, der sehr an die Baumberge im westfälischen Coesfeld erinnert, oder die verschiedenen Roadtrips, bei denen man viel vom Land sehen kann und sich dabei doch bewusst sein muss, dass es nur ein winzig kleiner Teil ist, soll es hier doch um meine Universitätserfahrungen gehen. Was dabei zu Beginn zu beinahe stressbedingten Nervenzusammenbrüchen für mich geführt hat, hat sich, wie so vieles, als Überreaktion herausgestellt. An deutschen Universitäten ist viel zu tun. Während des Semesters wie auch in den Semesterferien. Das ist jedoch kein Vergleich zu den »Assignments«, mit denen man hier zu Lande wöchentlich überhäuft wird. Zum Vergleich: Die Inhalte, die in Deutschland über fünf Monate Stück für Stück mit zusätzlicher Semesterferienzeit bearbeitet werden, sind hier bisweilen in weniger als der Hälfte der Zeit besprochen.

Ich bin jemand, der es unglücklicherweise schafft, das Schreiben von Hausarbeiten über den ganzen Zeitraum der Semesterferien zu strecken. Daher hätte ich es nicht für möglich gehalten, dass man dies auch in eineinhalb Wochen erledigen kann; zusätzlich zu den weiterlaufenden Seminaren, Vorlesungen und Assignments, versteht sich. Ich kann guten Gewissens sagen, dass man Hausarbeiten mit allen Facetten auch in drei Tagen schaffen kann, jedenfalls dann, wenn der Prokrastination schließlich doch noch die Motivation folgt.

Bevor nun der Eindruck entsteht, dass amerikanische Universitäten Folteranstalten und keine Bildungseinrichtungen seien, möchte ich die Lesenden doch beruhigen: Der Grund für die lange Bearbeitungszeit der Hausarbeiten in Deutschland ist die Bewertung ihrer Qualität. Dadurch, dass die Arbeit 100 Prozent der Note ausmacht, bekommt diese Bewertung ein ganz anderes Gewicht als in den Staaten, wo prozentuale Anteile auf verschiedene Arbeiten, Examina und Projektarbeiten verteilt sind. Damit soll nicht behauptet werden, dass Qualität an amerikanischen Universitäten keine so große Rolle spielt, sondern, dass quantitativ anders verteilt wird. Man muss nicht wie in Deutschland in einer 20-seitigen

Arbeit jedes Wort dreimal umdrehen, damit ein hoffentlich perfekter Abschnitt entsteht. Hier wird Studierenden viel mehr Raum dazu gelassen, etwas zu erarbeiten, zu forschen und das Ergebnis aufs Papier zu bringen. Das führt zu Resultaten, die vielleicht nicht immer perfekt sind, aber durch die man seine eigenen Interessen für Forschungsbereiche weiterentwickeln und besser kennenlernen kann als im deutschen Universitätssystem. Für mich führt die Quantität der stärker forschend-selbstverantworteten »Assignments« zu einer stärkeren Anerkennung des akademischen Selbst – aber natürlich nur solange man früh genug mit der Arbeit beginnt und dem inneren Schweinehund nicht die Oberhand lässt.

In Deutschland kann man in kleineren Seminaren und Studiengängen Glück haben, dass die Dozierenden wissen, dass man zu ›ihren‹ Studierenden gehört. Ansonsten sind sich alle durchaus bewusst, dass man lediglich eine Matrikelnummer im System ist und weniger als Individuum zählt; rühmliche Ausnahmen gibt es. Nicht so in den Staaten. Die Professor/-innen kennen ihre Studierenden beim Namen und die Seminare sind oft wesentlich offener und aktiver angelegt. Neben Sprechstunden hat man hier auch den zusätzlichen Vorteil, eine(n) persönliche(n) Berater/-in aus der Fakultät zugewiesen zu bekommen. Diese(r) kann helfen, zu belegende Kurse für jedes Semester auszuwählen, sodass keine Komplikationen mit den Credit Points entstehen und man sich im letzten Semester nicht in der ungünstigen Situation wiederfindet, dass man irgendwo doch noch notwendige Studienleistungen auf der Strecke gelassen hat und nun noch einmal Zeit sowie Geld investieren muss.

Der Campus an sich, im Vergleich zu den Campus, die ich in Deutschland kennengelernt habe, hat wesentlich mehr zu bieten als nur eine Liegewiese. Hier gibt es ein sehr gut ausgestattetes Sportcenter, zu dem Studierende kostenfreien Zutritt haben, diverse Food-Courts, die natürlich einen Starbucks und einen *PizzaHut* beinhalten, eine Wasserfontäne für die Ästhetik, sehr gut gepflegte Blumenbeete und Rasenflächen sowie außen gelegene Sitz- und Lernmöglichkeiten. All das bietet genügend Raum zur Entspannung und Entfaltung des Körpers und Geistes und ebenfalls wunderbare Möglichkeiten, sich mit Freund/-innen und Kommiliton/-innen zu treffen. ›Kommiliton/-innen‹ ist das Stichwort, das mich zum nächsten Kriterium führt, welches die deutsche Universitätskultur von der amerikanischen unterscheidet: der legere Kleidungsstil. Dass man mal mit Jogginghose zur Vorlesung erscheint, ist zwar auch in Deutschland keine Seltenheit, aber den Titel für den besten Look von ›gerade aus dem Bett gerollt‹ nimmt den amerikanischen Unis so schnell keiner ab! Die karierten Fleecepyjamas, die zerzausten Haare und die pinken Plüschschuhe sind ja doch noch einmal ein ganz anderes Level. Auf eine gewisse Art und Weise trägt dieser Stil jedoch gleichzeitig zu einer entspannten Atmosphäre im Seminarraum bei – ich kann es im Endeffekt also nur empfehlen. Am Essener Campus findet man den Stil sportlich-kasual eher unter den Sportstudierenden, wobei diese im Vergleich zu den USA in ihrem Studienfach und ihrem sportlichen Talent wesentlich zu kurz kommen. Das, was den Studierenden an amerikanischen Unis an Möglichkeiten, von Trai-

ningsplätzen und Arenen bis zu Stipendien, zur Verfügung steht, ist etwas, was den meisten deutschen Studierenden in diesem Ausmaß gar nicht bekannt ist und oft nur in Filmen bewundert werden kann. So wie die Amerikaner/-innen ihren Football, Baseball, Basketball und Hockey lieben, so sehr lieben die Deutschen ihren Fußball. Augenscheinlich wissen die USA jedoch viel mehr mit den sportlichen Potenzialen anzufangen.

Vom Superbowl zur Abschlussfeier, das Motto der Amerikaner/-innen lautet ganz klar: »Go big or go home.« Während man in Deutschland per E-Mail benachrichtigt wird, dass das Bachelorzeugnis zur Abholung bereit liegt und ohne großes Tamtam in einem Umschlag überreicht wird, so hat man in den USA schließlich vier Jahre Universität hinter sich gebracht und weiß das auch mit Trompeten und Fanfaren sowie Feuerwerk zu feiern. Zwar wurde mir berichtet, dass man unter Umständen ein zweites Outfit bereithalten sollte, da man auf jeden Fall eines unter den dicken Polyesterroben durchschwitzt, so freue ich mich dennoch ungemein auf die Möglichkeit, ein filmreifes Erlebnis für meinen Masterabschluss genießen zu können. Mal ganz abgesehen von den vielen zukünftigen Erfahrungen, die die nächsten 18 Monate hier noch für mich bereithalten.

Anabel Büscher studiert zurzeit an der Indiana State University. Zuvor hat sie ihren BA-Abschluss an der Universität Duisburg-Essen in Kommunikationswissenschaft und Anglophone Studies gemacht und ihren Master in Literatur- und Medienpraxis/ Anglophone Studies begonnen.